

131

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Runnehr war das ganze Dorf auf der Straße. Rudelweise zogen die Mädchen herbei, die ganze Breite der Straße ausfüllend. Ihre blauen, grünen, roten und weißen Kleider mit schwarzen oder roten Tupfen leuchteten grell in dem blendenden Sonnengesunkel. In ihren pomadisierten Haaren spielten metallisch glänzende Röhren, um ihre braunen Hälse fädelten sich runde Spitzenkränze. Die Blöderen schlugen die Augen nieder, verwirrt von ihrer eigenen Toilettenpracht, während die anderen, die Berwegenen, mit ihren roten Lippen den Burschen zulächelten, die sich beim Vorüberziehen mit den Ellenbogen anstießen.

Allmählich begann eine große Begehrlichkeit die Mengen zu entflammen. Unaufhörlich schoben und drängten sich dichte Scharen an den Mauern der Häuser entlang, bis sie schließlich ins Freie gelangten, wo sie die Fußpfade überfluteten oder sich hinter den Becken verteilten. Neben der Kirchenmauer waren Bretterbuden aufgeschlagen, deren stumme Aufforderung bewirkte, daß Männer, Weiber und Kinder wie festgebaut auf ihrem Wege innehielten und mit begehrlischen Blicken die Auslagen musterten. Da gab's auf rot und weiß gewürfelten Tischtüchern Bögen aus Mandelbrot, Zuckerkringel, Makronen und Drezeln. An gespannten Stricken baumelten lange Kränze von Bürsten herab, mit gelben, flebrigen Fettstreifen durchzogen. Wahre Berge von Sonigtuchen mit eiweißglänzender Rinde türmten sich auf, und auf den Schüsseln häuften sich vertrocknete Pflaumenkuchen, mit Staub und Zucker gepudert. Nicht weit davon hatte ein Krämer ein Weinzelt mit Pfeifen, Zigarren, Wachspuppen, Holztrumpeten und Flöten errichtet. Mit lächelndem Mund bot er den Frauen Ohringe, Nadeln, Spangen und Ringe an, ganze Berge von blochernem Land mit roten, grünen und gelben Steinen, denen die Sonne unruhige Flammen entlockte. Auf der anderen Seite des Platzes hatte allerlei dunkles Galsengesindel einen Scheibenschießstand errichtet. Namentlich dorthin flutete die Menge. Mit aufgerissenen Munde standen die Gaffer, und die Männer warteten Kopf an Kopf, bis die Reihe an sie käme. Das kurze, unaufhörliche Knattern der Schüsse vermischte sich mit dem wüsten Geschrei der Ausrufer, und plötzlich tauchte noch eine Drehorgel mitten in dem Chaos auf. Der Leiermann drehte unermüdet die Kurbel, von dem blendenden Sonnenglanz und dem Trubel betäubt, die starren Blicke ins Leere gerichtet. Und weitbin erscholl der helle Klang der großen Drehorgel.

In hellen Haufen strömten die Leute herbei, um der plärrenden, quietschenden, von trommelnden Bässen begleiteten Musik näher zu kommen.

Alles, was Lärm, Licht, Schauspiel oder Vorwand zum Lachen und Schreien war, trug zur Erhöhung der heiteren Festesstimmung noch bei. Die Paare begannen sich auf der Stelle im ländlichen Reigen zu drehen. Dann wurde hier aufgeräumt und anderswo aufs neue mit schwerem Gestampfe begonnen in ungeduldiger Erwartung des Augenblickes, da sich die Tore des Tanzsaales in der „Sonne“ öffnen würden. Unter dem glühenden Mittagshimmel dampften die Rücken der wandernden Tänzerscharen, die Semden klebten ihnen an der Haut, in Strömen rann ihnen das Wasser über die Schläfen.

Um drei Uhr wurde der Wirbel nach dem Gasthause zur „Sonne“ getrieben. Zur Eingangstüre führten zwei Stufen, die trotz der lauten Protesten der gequältesten Mädchen, trotz der Ellenbogen- und Rippenpfeife, womit sich die Burschen ihren Weg bahnten, von den wogenden, stoßenden Massen im Sturme erklettert wurden. Die Bogen brandeten in den Saal, die längs der Wände stehenden Bänke überflutend oder in der Mitte des Tanzsaales sich haugend. In einer Nische waren zwei Klarinetten, ein Trommler, ein Waldhorn- und ein Trompetenbläser untergebracht, denen der Pistonbläser mit rhythmischen Kopfbewegungen den Takt gab. Die Heiterkeit, die bisher über das ganze Dorf verstreut gewesen, schien sich jetzt auf diesen einen großen Saal konzentriert zu haben, und unter der Erschütterung der stampfenden Tritte erzitterte der Bau in allen seinen Fugen.

12.

Mittlerweise trippelte Germaine mit kleinen Schlenkerritten nach dem Dorfe. Die Bächterstochter vom „Weidenhof“ Céline Malouin hatte sie mit ihrer Mutter nach dem Mittagessen abgeholt, und es war beschlossen worden, den Weg zu Fuß zurückzulegen.

Gemächlich schlendernd, wanderten sie fürbass, bald alle drei in einer Reihe, bald eine hinter der anderen, je nach der Breite des Weges. Bisweilen beschleunigten die Mädchen ihre Schritte, um sich im Flüstertone Geheimnisse anzuvertrauen.

Céline war zwanzig Jahre alt, klein, ohne Haltung, ihr Auge braun, fast häßlich zu nennen; doch die Jahre machten sie verliebt, und sie träumte von nichts anderem als vom Heiraten und von einem Gatten, der sich nicht einfänden wollte. Ein Malouin aus der Betterschaft war in der Stadt Drogist. Er war ein schöner Mann, dreißig Jahre alt, Junggeselle, und sein Geschäft hatte einen ausgedehnten Kundenkreis. Vor zwei Monaten war er nach dem „Weidenhofe“ gekommen. Sie bildete sich ein, daß er sie nicht ganz gleichgültig angesehen habe, und eines Abends hatte er sie sogar um die Taille genommen und dabei ihren Namen recht zärtlich genannt.

Von dieser halben Eroberung zehrte sie nun seit zwei Monaten, das Herz von süßen Hoffnungen bewegt, die ihr sowohl Kummer wie Freude bereiteten. Zumerhin mußte sie zugeben, daß der Bettler mit seiner Wiederkehr ein wenig zauderte. Und mit bebender Stimme fragte sie Germaine, ob diese ihr keinen Rat wüßte.

Germaine hörte ein wenig verächtlich dem einfältigen Geplapper des verliebten Ganschens zu. Von Zeit zu Zeit antwortete sie ihr ziemlich einsilbig und ließ im übrigen die andere ruhig weiterreden. Eine weiche Vertraulichkeit machte sie zu jeder schärferen Gedantentätigkeit unfähig. Fortwährend quälten sie dieselben Ideen; so sehr sie sich auch ihrer zu erwehren suchte — sie kehrten dennoch wieder. Bald würgte ein brennender Schmerz in ihrer Kehle, als hätte sie dort eine Feuerkugel stecken, bald durchlief es sie siedheiß vom Scheitel bis zur Sohle. Und immer wieder war es Sachaprés verführerische Prachtgestalt, die am Ende solcher Krisen vor ihr erschien, und während Céline von ihrer Liebe schwachte, wollte sie der Gedanke, daß es bloß von ihr abhinge, das herauskündende Glück in seiner Fülle kennen zu lernen, fast überwältigen. Krampfhaft spannten sich ihre Brauen, unruhig liefen ihre Blicke über die Blätter hin, als sie des selbstsamen Burschen und seiner prächtigen Redengestalt, der Weichheit seiner Worte gedachte. — Ob er sie auch wirklich liebte?

Sie betraten einen kämalen Waldpfad, der den Weg wesentlich abkürzte. Weiche Mooskissen überzogen die Wurzeln der Bäume mit ihrem schimmernden Saft. Zur Rechten und zur Linken spannten die Gebüsche arime Vorhänge aus, die sich im Hintergrunde in eine wässrige Dunstschicht verloren. Die Zweige über ihren Häuptern schlossen sich zu einem leichtgewölbten Dache, durch dessen Lücken die warme Sonne rieselte. Das feuchte Erdreich atmete erquickende Kühlung. Bisweilen traten die Gebüsche so nahe zusammen, daß sie den Weg zu versperren schienen. Dann mußten sie die Zweige beiseite schieben, und unter ihrer leisen Berührung erschauerte Germaine wie unter einer zarten Liebkoßung, die ihrem kochenden Blute Bewachung brachte und ihrer Haut wie der Hauch linder Weizenkörner schmeichelte. In den hohen Nestern schwirrte und schmetterte es aus tausend brünstigen Nestern, und dazu stieg der Nebel der Erde empor, die die Pracht eines Frühlingssnachmittages schmückte. Wollüstiges Begehren schlich durch den Wald; änderer Säfte herber Duft entströmte den grünenden Gräsern; ein Verlangen nach Umarmung ließ die Zweige sich sehnüchlich nähern. Und bis in ihr tiefinnerstes Sein erschauernd, waren Germaine und Céline verstimmt. Bisweilen ließ sich von hinten die Stimme der Bächterin hören, die den Mädchen zurief, auf sie zu warten. Dann verlangsamten sie ein wenig ihre Schritte, ohne etwas zu entgegnen.

Der Pfad mündete auf die Felder aus; in der blauen Pracht der durchsichtigen Luft schaukelten die braunen Seidenflächen ihrer Sonnenschirme über dem schon hochstehenden Ge-

treide. Eine sanfte Brise jagte kleine Staubwölkchen über den Boden hin, bis sie in den Roggenfeldern erstarben. Jetzt erst öffneten sich ihre fest aufeinander gepressten Lippen, um die würzigen Düste einzuatmen, und ihre Arme lösten sich aus der starren Reglosigkeit.

Das Gelände brannte wie ein glühender Ofen, die unbarmherzige Hitze überzog ihre Wangen mit lichterloher Röte. Ein wenig träge schritten sie jetzt hintereinander, die Augen vom grellen Licht geblendet. Und ferne dampfte der Horizont.

Germaine hatte ihren Rock gerafft, über den eine Schärpe hinabbaumelte. Bei jedem Schritte schlug ihr der weiße, steif gestärkte Unterrock an die Fersen. Die Sonne spiegelte sich auf ihrer glänzenden Seidentaille, die die volle Rundung ihrer Büste straff umschloß. Ein mit Blumen reichgeschmückter, breitrandiger Hut beschirmte ihr Haupt. Céline trug ein hellgraues Seidenkleid, das sich von Germainens schwarzer Toilette grell abhob.

Mit einem Male schlugen ihnen die Tanzmusik und fernes Stimmengewirr entgegen. Da wurden sie wieder froher gestimmt. Sie verdoppelten ihre Schritte und fanden sich bald mitten im Gewühle des Marktplatzes.

Bekannt riefen sie mit ihren Vornamen an. Als bald waren sie dicht umringt; einige Pächteröhne baten sie um ein Tänzchen im Freien.

Lachend und sichernd zwängten sie sich durch die Gruppen der mühsa Umherstehenden, innerlich befriedigt, gleich bei ihrer Ankunft so umworden zu sein.

Vor seiner Türe stand der Pächter *Champany* und sah sie von weitem kommen. Er ging ihnen entgegen und nötigte sie, bei ihm einzutreten.

„Ein Stückchen Kuchen und ein Gläschen Likör — das dürfen Sie mir nicht abschlagen,“ sagte er, während er sie vor sich herschob. Eben kamen auch die Pächterin und Joë nach Hause. Sie waren bereits beim Tanze gewesen und bloß zu einem Täßchen Kaffee zurückgekehrt.

„Heut heißt's adtsgeben, daß man nicht fällt,“ rief lachend Mutter *Champigny*, eine dicke, muntere, kleine Frau, „man braucht heute noch seine Weine zum Tanzen. Gelt, Germaine und Céline?“

In ehrlicher Bewunderung sie von allen Seiten betrachtend, lobte sie ihre Toiletten und fand sie vorzüglich aussehend. Dann begann sie von ihrer Joë zu plaudern, die bald neunzehn Jahre alt werde, die schönste Zeit. Joë erzählte, daß sie zweimal mit *Mortiers* Sohn getanzt habe. „Sie wissen ja, wen ich meine, *Mortier*, den Pächter von „*Breitenfeld*“, zwei Meilen von hier.“ Er sei Student der Medizin und jetzt zu den Ferien heimgekehrt. Und sie beide hätten sich vor Lachen halb ausgehütellet, als sie von der Menge so fest eingekleidet worden, daß sie weder vor noch rückwärts konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Kernvolk.

Eine Nordlands Erzählung von Belle Molin.

(Fortsetzung.)

Viele Tage war Olle nicht mehr derselbe wie sonst, es sah aus, als brütete er über etwas. Die Mutter schludte immer wieder herunter, was sie sagen wollte. — Nein, er würde ja doch nicht auf sie hören, und so schwieg sie.

Eines Tages entdeckte sie, daß die feinsten Kleider Olles vom Kleiderspeicher verschwunden waren. Später wurde es da oben immer leerer und leerer und nach einer gründlichen Untersuchung entdeckte sie einen halbgepackten Koffer. Zu diesem ging sie nun jeden Tag, setzte sich daneben hin und betrachtete ihn.

Auf jedes Kleidungsstück, das der Sohn einpackte, betete die alte Frau heiße Wünsche für sein Glück herab, freilich so, wie es jetzt stand, gab es wenig Hoffnung für sie, daß jemals fröhliche Tage für den alten Hof wiederkehren würden. Da sah sie eines Abends und weinte, als der Koffer schon ganz voll gepackt war. Plötzlich hörte sie Tritte auf dem dünnen Holzboden, und schnell wischte sie die Tränen weg. Am liebsten wäre sie fortgelaufen, aber die Angst kam über sie und lähmte ihre alten Glieder.

— „Geht es nach Amerika, Ola?“ brachte sie vor. Olle stand verlegen da, er sah sich ertappt.

— „Nein, so weit nicht. Aber, Mutter, besorge Du den Hof für mich. Ich werde wohl lang fortbleiben, aber zurück komme ich auf jeden Fall. Und dann kann ich Dir ebenso gut jetzt Adieu sagen; morgen fahr' ich.“

An diesem Abend ging er unruhig umher und besah sich alles. Er streichelte jedes Pferd, sprach mit den Schweinen, lockte die Hühner zu sich und fütterte sie mit Korn; er betrachtete alles, als sei es das letzte Mal.

So fiel es ihm ein, daß das Boot für den Winter noch nicht aufgezogen sei. Dieser Gedanke nagelte ihn fest, da wo er stand. Es fing an zu brennen in ihm, und ohne daran zu denken, was er tat, ging er den Weg hinunter durch das Tal. Das Boot lag schlant und schön im Wasser. Er fühlte sich gedrungen zu rudern — und ohne zu wissen wie, war er am andern Ufer und stand vor dem Hof, wo *Jumbär* wohnte.

An diesem Abend trafen sich Olle und der alte *Zakris* wieder. Als der Alte die Tür aufmachte und sah, wer draußen stand, versuchte er zu schimpfen, aber es schnürte ihm die Kehle zu, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Olle sagte auch nichts, er wollte *Zakris* nur beiseite schieben, um einzutreten. „Ich will bloß mit *Jumbär* einige Worte sprechen,“ sagte er.

Der Alte aber holte rasch wie ein Pfeil die Ofenschäufel und fing an loszuhauen. „Und kostet es auch mein Leben, herein kommst Du nicht!“

Dies wurde ihr letztes Ringen. „Ich wollte es vermeiden, Dich zu schlagen,“ zischte Olle dem Alten zu und faßte ihn um den Leib. *Zakris* ließ die Ofenschäufel fallen und schlug mit den Fäusten. Olle bog den Kopf weg, hob den Alten leicht wie einen Handschuh und trug ihn hin und her. Dabei dachte er einen Moment daran, ihn auf den Hof hinauszuschmeißen, die Tür zuzusperrn und zu seinem Mädchen hineinzugehen, aber draußen war es kalt und *Zakris* war auch diesmal halb nadt. Niemand sagte ein Wort. *Zakris* war zu hochmütig, um nach Hilfe zu rufen. Im dunklen Flur raschelte sein Hemd über den Schultern, als er versuchte, aus dem Hemd heraus zu schlüpfen. Es knackte in seinen Gliedern; er stöhnte heftig, und hie und da gab es einen Stoß gegen die Wand, wenn ein Fuß dagegen fuhr. Der Hund draußen auf dem Hof fing an zu bellen.

Aber jetzt geriet Olle außer sich vor Schmerz. Er fühlte wie *Zakris'* Zähne sich festbissen in seiner Schulter. Das machte ihn wahnsinnig, so daß er alle Schonung vergaß. *Zakris* wurde wieder vom Boden aufgehoben und durch einen neuen Eisengriff zusammengequetscht. „Du Satan Du, willst Du beißen?“ Wären nicht *Jumbär* und die Mutter gewesen, Olle wäre zum Mörder geworden in jener Nacht. Der Alte stöhnte wieder und Olle trug ihn lange auf dem Flur herum. Schließlich kamen sie in die Küche. Da machte *Zakris* einen verzweifelten Versuch loszukommen. Seine Haut faltete sich um Olles festen Griff. Seine Knie stemmten sich gegen Olles Brust — — „So, dahin willst Du, Du alte Nachteule; aber warte, jetzt will ich Dir ein Bett bereiten!“ Und damit lag der Alte im Backrog, wo der Teig nachgab und ihm Platz machte. „Lieg nun hier,“ zischte Olle, und hielt ihn mit einer Hand fest, während er ihn mit der andern voll Teig schmierte. „Du sollst eine Decke haben, gewiß, als Fußwärmer, denn Deine Füße sind kalt geworden, — und die Decke soll bis über die Ohren gehen, und dann sollst Du endlich gut ruhen.“

Damit lief er weg.

Dabeim schlief schon längst alles, als Olle ankam. Mit dem letzten Griff war er nicht zufrieden. Gott weiß, aber es tat ihm leid, daß er Gewalt gebraucht hatte auf seiner Freierfahrt.

Er weckte den Knecht; sie spannten ein und im Dunkel der Nacht fuhren sie in vollem Trab die Landstraße hinunter.

Die Sonne zweier Sommer trodnete die hohen Bergufer des *Obal* und die Kälte zweier Winter baute eine eiserne Brücke zwischen die Dörfer, bevor Olle zurückkam. Dann folgten ruhigere Jahre, in denen nichts von Bedeutung geschah. Olle war in irgendeiner Schule in *Südschweden* gewesen, und ging seitdem immer still und beinahe vornehm seinen Weg. Sonntags trug er sogar einen Spazierstock. Im Gemeinderat erhielt er Platz und Stimme und nahm energisch Anteil an den Verhandlungen; er führte neue Mitglieder ein, die unter seiner Leitung standen. Neue Vorschläge, an die niemand vorher gedacht, regte er an, und obwohl die Gegner ihre wütenden Köpfe dagegensetzten, ging er ruhig vorwärts und siegte meistens.

Im Gemeinderat begegneten sich Olle und *Zakris*. Vorher freilich — kurz nach Olles Heimfahrt hatten sie sich schon auf dem Kirchhof getroffen.

Und was geschah dort vor dem Gebelläuten, während die Bauern beisammen standen und von der Fischerei sprachen?

Olle ging auf *Zakris* zu, der mit allen andern Bauern zusammenstand, reichte ihm die Hand und sagte merkwürdig ruhig und gehalten: „*Zakris*, laß alles, was zwischen uns geschehen ist, vergessen sein. Ich habe jetzt bessere Sitten gelernt und kann nicht anders, als Dich um Entschuldigung zu bitten. War ich grob, so warst Du's auch, und ich meine, wenn zwei ehrbare Kerle sich die Hände reichen, nachdem sie sich die Ohren heißgeschlagen, werden sie dadurch nur noch ehrbarer.“

— „Du kannst mich hinterm Ohr küssen,“ antwortete *Zakris*. Das heißt: er sagte etwas anderes, es waren Worte, die noch in keinem Buch geschrieben sind.

Damit trennten sie sich.

Nach diesem Zwischenfall war *Zakris* gegen alles, was Olle durchsetzen wollte, aber er fand immer ruhige und verständliche Erwiderung; und hatte *Zakris* auch nur ein einziges gutes Wort zu sagen, so stimmte Olle sofort zu und wußte so zugutimmen, daß die Person des Antragstellers mehr gelobt wurde als die Sache selbst.

Zakris ward innerlich weicher, nach außen aber mußte man nichts davon. Olle hätte jeden Tag den Alten von den wenigen Ehrenposten, die es im Dorf gab, zurückdrängen können, aber er

wies alles ab und schlug immer an seiner Stelle Jaktis vor. Von Jaktis wurde nie ein Wort gesprochen. Auch ruderte Olle nie wieder im Kahn zur Freierfahrt aus, doch nahm man an, daß Briefe zwischen den beiden gewechselt wurden.

Da kam das große Ereignis.

Im Herbst starb der alte Reichstagsabgeordnete und ein neuer sollte gewählt werden. Die größten Parteien hatten unsere zwei Feinde für sich. Jaktis tat sein Bestes, um seinen Gegner zu verkleinern, ja man glaubte, daß er der Urheber der häßlichen, sehr auffallenden Plakate über den Gegner war, die in einer Nacht an vielen Stellen angeschlagen wurden und Olle beschimpften. Da wurde der verstorbene Peritorp „Fischdieb“ genannt und Olle selber ein Störenfried und Raufbold, der nicht frei herumlaufen sollte. Daraufhin antwortete Olle in der Provinzzeitung mit seiner Rücktrittserklärung von der Wahl. — Aber noch mehr! — Er schlug Jaktis Manson vor — und nicht genug damit — er wies klar und deutlich auf ein Lebenswert hin, das größer war als das vieler anderer, auf ein Ansehen würdiger als das irgendeines Menschen, auf einen gerechten Willen, wie keiner sonst ihn besaß, — und das alles schrieb er Jaktis Manson zu. Doch selbst damit begnügte er sich nicht! — Er ließ Wahlzettel drucken, — eine in dieser Gegend noch unbekannt Sache, ließ seine Knechte hinausfahren und die Zettel austheilen, auf denen in schöner Schrift der Name des Alten zu lesen stand.

Unterdessen nahte der Winter ganz unerwartet. Schon war seine Zeit da, aber alle Zeichen hatten geweisagt: Kein Schnee sollte vor Sankt Paulus' Messe kommen.

Jaktis sah unten an der Fähre; er las in der Zeitung Olles Absage und fluchte über den Elf hin. Bis hierher war er gekommen, aber noch Häuser konnte er nicht. Die Eisstücke flossen so dicht nebeneinander, daß es unmöglich war, die Ruder dazwischen zu stecken. Man hätte es ja versuchen können, wenn nicht hundert Meter weiter unten der Wasserfall gewesen wäre, über den war bisher nur einmal ein Bauernbursche aus Osele mit dem Leben hindübergekommen. Und der hatte Gott gelästert, nachdem der Strom ihn wohlbehalten in die Ede hinausgeführt hatte.

(Schluß folgt.)

Vom Deutschen Anthropologentag.

Prähistorische Ausgrabungen in der Mark, die Entstehung des aufrechten Ganges, der englische Tertiärmensch.

Prof. Kieckebusch-Berlin berichtete über die wichtigsten der neueren prähistorischen Ausgrabungen in der Mark.

Der Vortragende hat, ausgerüstet mit von der Stadt Berlin zur Verfügung gestellten Mitteln, eine steinzeitliche Siedlung mit Tiesftichkeramik und die Spuren dreier altgermanischer Dörfer aus laciteischer Zeit untersucht. An der Hand zahlreicher Lichtbilder gab er ein Bild von der Schwierigkeit derartiger Untersuchungen, bei denen es darauf ankommt, auch die feinsten im Boden zurückgebliebenen Reste verschollener Kulturen zu erkennen, richtig zu deuten und auf diesem mühsamen, aber ergebnisreichen Wege die Grundlagen zu schaffen für eine allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Siedlungsarchäologie. Die Untersuchung der steinzeitlichen Ansiedlung bei Trebus in der Nähe von Fürstenwalde hat in vielfacher Hinsicht zu überraschenden Ergebnissen geführt. Es wurde hier zum ersten Male festgestellt, daß der Pfostenbau schon während der Steinzeit auch im Gebiete der nordischen Tiesftichkeramik üblich war. Nicht nur zahlreiche Pfostenlöcher beweisen das, auch der ganze Grundriß eines Hauses wurde aufgedeckt. Das Haus war vieredig, aber nicht rechtwinklig, der Herd lag innerhalb des Hauses mehr nach der einen Ecke zu. Er war in diesem Falle eine Grube, die mit Kohlenresten gefüllt war. Andere Herdstellen auf derselben Siedlung bestanden aus Stein- und Lehm packungen. Auf einem Herde in der Füllung und in der Umgebung der Pfostenlöcher fanden sich große Mengen von Weizenkörnern, die als *Triticum compactum* (Winkelweizen) bestimmt werden konnten. Die in der Kulturschicht und in den Gruben gefundenen Gefäße weisen alle Muster der Tiesftichkeramik auf: Punktstich und Schnittverzierung, Kreuz-, Winkel- und Vogenstich-Bildgag, Schnurverzierung und den so eigentümlichen Furchenstich. Drei größere Gefäße sind ebenfalls als der Steinzeitkeramik angehörig zu erkennen, und ein Steinbeil wurde beim Ausschneiden eines Bodenschichtenprofils in der Kulturschicht gefunden. Bei der hellen Färbung des Inhalts der einzelnen Gruben spielen die parallel gelagerten eisenhaltigen Linien eine große Rolle, da sie meist durch den Inhalt der Gruben nach oben oder nach unten abgelenkt sind. Diese Linien können wieder durch die Gruben datiert werden. Hier ist ein Gebiet gegeben, auf dem Archäologie und Geologie in gemeinsamer Arbeit noch zu wertvollen Resultaten kommen kann.

Die Wohnstätten bei N.-Beeren, in der Nähe des Schlachtfeldes aus dem Jahre 1813, zeigen vielfach Uebereinstimmung mit dem bronzezeitlichen Dorfe bei Buch. Auf einer zwischen Sümpfen gelegenen Anhöhe ist die alte Kulturschicht nur von der etwa 25 Zentimeter starken Ackerkrume bedeckt. Bis jetzt wurde

ein kleiner Teil der etwa ein Hektar großen Ansiedlung aufgedeckt, die Arbeiten sind noch im Gange. Eine große Zahl von Abfallgruben, Pfostenlöchern und Herdstellen hat bereits eine stattliche Menge interessanter Fundstücke geliefert. Neben Bronzeschmuck und Knochengewerten aller Art fallen besonders die im Gegenseite zu Buch hier zahlreichen, größtenteils schön verzierten Spinnwirtel auf. Die Grundrisse der Häuser sind vieredig. Die durch Rädchen Technik hergestellten Mäandermuster beweisen allein schon, daß hier in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Germanen wohnten, und zwar Westgermanen. Besonders schwierig gestaltete sich die Untersuchung der germanischen Siedlung auf dem Richardplatz von Neukölln bei Berlin. Beim Abreißen eines alten Gebäudes hatten mittelalterliche Scherben die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Durch die völlige Umwandlung des ältesten Platzes der Stadt, der in kurzer Zeit die ganze Entwicklung des alten Nixdorf von einem stillen Dörfchen bis zur modernen Großstadt über sich ergehen lassen mußte, waren die oberen Schichten völlig durchwühlt, und von der deutschen Siedlung des 12. und 13. Jahrhunderts war nichts mehr übrig geblieben als einige allerdings sehr charakteristische Gefäße, die immerhin mit untrüglicher Sicherheit Zeugnis ablegten von der ältesten Besiedlung in historischer Zeit. Etwa einen Meter tiefer aber stieg der Vortragende auf eine zweite, weit ältere Kultur. Nachdem die ganze Schicht bis auf den gewachsenen Boden abgehoben war, traten auf dem Planum des diluvialen Sandes Pfostenlöcher in so großer Zahl zutage, daß es leider nicht mehr möglich war, sie zu Grundrissen zu ordnen. Diese Tatsache allein spricht schon für dichte Besiedlung. Bemerkenswert waren vor allem ein gut erhaltener Herd in Form einer Steinpackung und der Rest einer wohl im Brande zusammengebrochenen Wand. Eine Abfallgrube enthielt zwei interessante Knochenpfrieme. Die übrigen Kulturreste, namentlich die Scherben mit Rädchenverzierung weisen diese Ansiedlung den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu.

Ganz besonderes Interesse nimmt die altgermanische Dorf-Anlage bei Studenitz, Kreis Ostprignitz, in Anspruch. Sie liegt in unmittelbarer Nähe jenes Abhangs, der sich zwischen Kümmeritz und Studenitz und darüber hinaus zieht. Auf dem zum Dorfe Breddin gehörigen Teile des Abhangs hat der Vortragende mehrfach vorgeschichtliche Wohnstätten aufgedeckt und dazu ein Graberfeld, das an Ausdehnung und Zahl der Gräber wohl kaum von einem andern übertroffen werden dürfte und 15 Jahrhunderte hindurch, von der mittleren Bronzezeit bis etwa zum Beginn unserer Zeitrechnung in Benutzung war. Mit dem Ausgange der La Tène-Zeit bricht die Besiedlung an den Wiesenbergen bei Breddin, soweit wir es jetzt übersehen können, ab. Damit steht im Zusammenhange, daß die germanischen Bewohner der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sich auf die kleine Erhöhung, die einst sicher vollständig von Wasser umgeben war, zurückzogen und dort eine Ansiedlung gründeten, die ihnen in unruhigen Zeiten genügend Schutz bieten konnte gegen feindliche Heberfälle. Noch heute ist der „Horst“ bei Studenitz von sumpfigen Wiesen umgeben. Im Laufe des letzten Winters wurde ein Teil des Horstes in die benachbarte Sauerwiese gefahren, und dabei traten die alten Kulturreste ans Tageslicht. Unter den Gefäßverzierungen fällt auch hier wieder die Fülle der Mäander- und der übrigen Rädchenverzierungen auf. Das Dörfchen bei Studenitz ist nun also das dritte germanische Dorf der Laciteischen Zeit, das wir in der Mark kennen. Einem vierten ist der Vortragende auf der Spur. Die drei bereits untersuchten Wohnstätten sind westgermanisch und, was sehr wichtig ist, sie weisen alle den Pfostenbau auf. Die Fortschritte der Ausgrabungstechnik und namentlich der Untersuchung vorgeschichtlicher Wohnstätten während der letzten drei Jahre geben uns die Hoffnung, daß sich unsere Kenntnis von der Vorzeit in kürzester Zeit auf ungeahnter Weise wird vervollständigen lassen.

Zu einem interessanten wissenschaftlichen Duell zwischen den Vertretern der sich scharf gegenüberstehenden anthropologischen Richtungen kam es bei einem Vortrage von Professor Spuler-Erlangen über: „Die Entstehung des aufrechten Ganges“. Das Problem der Entstehung der aufrechten Körperhaltung des Menschen beschäftigt schon lange die Gelehrten. Es handelt sich hierbei um ein ganzes Bündel von Fragen. Zunächst kommt bei der Betrachtung die aufrechte Stellung der Wirbelsäule in Frage. Bei den niederen Affen hat man noch die tierischen Verhältnisse, bei den Großaffen hat die Wirbelsäule aber, wenn auch nicht so ausgesprochen wie beim Menschen, die typische aufrechte Stellung. Da sie indessen nicht aufrecht gehen, so wird auch nicht durch den Gang die Aufrechterhaltung der Wirbelsäule bedingt. Müntzschli hat den Schimpansen in Beziehung auf seinen aufrechten Gang mit dem Menschen verglichen. Die Aufrechterhaltung der Wirbelsäule ist nicht durch den aufrechten Gang entstanden, sondern durch die aufrechte Haltung. Mit der Vorwärtsbewegung hängt die Sprungbereitschaft zusammen. Diese Eigenschaft fehlt bei den Anthropomorphen wie bei den Menschen. Spuler verweist auf die Biegung der Rückenrudimente in der Lebendengend. Als zweiter Punkt kommt in Betracht die Umgestaltung der Extremitäten. Zweifellos hatte die Urform, von der die Menschen abstammen, nicht die riesigen Proportionen der Oberextremitäten wie die Anthropoiden von heute. Unsere unteren Extremitäten sind früher nicht so stark entwickelt gewesen. Die Fähigkeit zur aufrechten Haltung war schon lange, ehe der Gang auf die hinteren Extremitäten verlegt wurde, vorhanden. Als

Konsequenz der Belastung des mittleren Fußstandes durch das Balancieren des Körpers ergab sich die Entwicklung des mittleren Strahles. Die Urfornn scheint noch nicht eine so große Behe gehabt zu haben wie wir. Welches waren nur die Bedingungen, die unseren Fuß schufen? Wie die Entwicklung des Daumens biologisch durch das Greifen zu erklären ist, so die des Fußes (der großen Behe) durch die Notwendigkeit, den mittleren Strahl im Fußstelet zu verstärken. Bei Fuß und Hand handelt es sich um gleichsinnige Veränderungen, Parallelgestaltungen. Daß diese Einrichtung nicht so alt ist und noch nicht völlig ausgebildet, können wir aus der häufigen Bildung des statischen Plattfußes erkennen, wenn der Fuß in der Entwicklungszeit die Schwere des Körpers nicht ertragen kann.

Als Professor v. Luschka, der Vortragende, den Dank für seine geistreiche Interpretation des Problems den Dank aussprach, wendete sich Professor Slaatsch zum Wort, da er nicht anerkennen könne, daß Professor Spuler die gestellte Frage in geistreicher Weise beantwortet habe. Er vermisse den Nachweis, worauf die Aufgabe der Opposition der ersten Behe beruhe. Spuler habe nicht gesagt, wie der Daumen und der statische Fuß geworden sei. Jede organische Umwandlung müsse anatomische Vorbereitungen gegeben sein. Man kann nicht sagen, man wolle fliegen und es bilden sich dann wie bei den Fledermäusen Spannhäute. Er könne seine Anschauung nicht aufgeben, daß die Behe bei den Anthropoiden wie bei den Menschen zuerst als Kletterorgan anzusehen ist. — Professor Nischel verwies darauf, daß man doch bei der Entstehung des aufrechten Ganges auch die Muskulatur in Betracht ziehen müsse. — Professor Spuler gab das zu, hielt im übrigen aber seine Theorie aufrecht.

Zu einer scharfen Stellungnahme der deutschen Anthropologen gegen die englischen kam es, als darauf Dr. Virchner-Wien die neuen Funde in der Höhle von Biddown besprach. Gefunden sind Knochenreste, aus denen die englischen Forscher einen Tertiärmenschen gemacht haben. Der Franzose Boule hat bereits Joveifel geäußert. Mitgefunden wurden auch Tierknochen vom Mastodon und Stegobon; englische Forscher haben daraus geschlossen, daß die Funde in das älteste Diluvium gehören. Aber auch Virchner glaubt das stark anzweifeln zu müssen. Nach den gleichzeitig gefundenen Steinen könnte es sich wohl um paläolithische Funde handeln. Der Skelettfund würde, wenn sein Alter sicher wäre, von außerordentlicher Wichtigkeit sein, denn gerade hier gehen wissenschaftlich die Meinungen stark auseinander. Virchner spricht seine schwersten Bedenken gegen die von den englischen Forschern vorgenommene Rekonstruktion des ganzen Schädels aus. Es sind von den Schädeln nur vier Stücke vorhanden und diese hat man zusammengesetzt und dabei die fehlenden Teile durch Gips ergänzt. Man ist sogar so weit gegangen, Schlüsse auf den Inhalt des Schädels, nämlich 1.060 Kubikmillimeter zu ziehen. Wegen des Fehlens der überstarken Augenbrauenwülste hat man gefolgert, daß es sich um keinen Neanderthalypus handelt. Auch ist der Schädel verhältnismäßig flach und hat ein rundes Schädeldach, ebenso ist die Stirn des Neanderthalers nicht ganz vorhanden.

Professor Slaatsch erklärt, daß er mit Virchner in der Kritik des Verfahrens der englischen Anthropologen übereinstimme. Was man sich da in England konstruiert habe, sei ein Menschenaffen-Untertier, mit dem nie ein Sprachlaut hätte hervorgebracht werden können. Wenn die Fundangaben richtig sind, handelt es sich um einen Neanderthalypus. Das Fehlen der Augenbrauenwülste würde lediglich die Annahme der Engländer bestätigen, daß ein weibliches Individuum in Frage kommt. Es sei aber auch sehr wahrscheinlich, daß innerhalb der Rasse selbst starke Variationen vorhanden sind und daß die Rasse auch Menschen ohne große Wülste aufzuweisen hat. Der Fund von Biddown ist nicht älter als der Schädel von La Chapelle aus Habitus. — Prof. v. Luschka glaubt gar nicht an das biologische Alter des Fundes. Es handelt sich um einen Schädel aus jüngerer Zeit. Andererseits aber glaubt er, daß man für die bedauerliche Publikation der beiden englischen Forscher nicht die Gesamtheit der englischen Anthropologen verantwortlich machen könne.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Juselbücher. Der Insel-Verlag scheint die Förderung seiner 50-Pf.-Bibliothek stark in den Vordergrund seiner Tätigkeit zu stellen. Eine neue Serie, die 15 Bändchen umfaßt, liegt wieder vor. Allmählich erkennt man auch ein bestimmtes System des Aufbaues in der sorgfältigen Auswahl der Sammlung. Da haben wir zunächst die „Lieder des alten Edda“, übersetzt von Grimm, vertreten durch Stücke der germanischen Stammeslage, die auch in der späteren Dichtung fortwirken, wie die Sage von Wieland dem Schmied, die Lieder von Helge Hundingtötter, die Siegfried-Sänge; man könnte sagen: das Büchlein ist auf Wagner gestimmt. Herrlich ist z. B. die rundernische, nordland-schwere Darstellung von Siegruns nächtlichem Besuch in Helges Grab. Die mittlere Zeit ist durch Schwänke von Hans Sachs dar-

gestellt und durch das herbe Volksbuch von Till Eulenspiegel. Charakteristische Holzsnitte begleiten diese höchst charakteristischen Zeugnisse des Volksgeistes im Zeitalter der Reformation. Joh. Christoph Antner folgt, diese tragische Erscheinung, die in der Epoche alexandrinischer Künstelei wieder frische Naturtöne vernehmen ließ und durch die Goethe und seine Jugendgenossen vorbereitet wurden; von ihm bringt die Sammlung unter dem Titel „Venorensieder“ seine kräftigen, originellen Liebesgedichte. Den Geist des Goethe'schen Zeitalters beleuchten Hölderlin, dessen ewige Gedichte Wihl. v. Scholz in kluger Weise auswählte; Jean Paul, der halb Vergessene, für dessen krause Art heute die wenigsten die Stimmung mitbringen und für den hier das „Schulmeisterlein Buz von Auenthal“ neue Freunde wirbt; Goethe selber mit Aeußerungen über seinen Faust. Dieses letztere Bändchen ist außerordentlich wertvoll für jeden, der in die größte Dichtung der Deutschen eindringen und sie aus ihrem Wachstum begreifen will. Schopenhauer's auf feinstem, klassisch geschultem Sprachgefühl beruhende Abhandlung „Ueber Schriftstellerei und Stil“ ist noch immer zeitgemäß.

Ein Stück romantischen Geistes, wie er vor 80 Jahren noch die Welt erfüllte, ist Morimé's Rigenrombelle „Carmen“, die am Schluss ein interessantes Kapitel über die Calés, die Schwarzen, enthält. Die neuere Literatur hat ein stark europäisches Gepräge, dem entsprechend ist in dieser Periode, soweit die Sammlung sie berücksichtigt, das Internationale betont. Da sind vor allem die beiden Repräsentanten Björnsön mit seiner prachtvollen Bauernnovelle „Arne“, die künstlerisch seine tendenzlosen Dramen vielfach aufwiegt, und Tolstoj mit der Novelle „Der Tod des Iwan Ilitsch“. Repräsentativ für eine bestimmte moderne Geistesrichtung wirkt auch der im übrigen recht unerfreuliche Oskar Wilde. Dieser Meister des Paradoxons ist uns durch die sible Art und Weise, wie er vor Jahren hier in Deutschland propagiert und von solchen, die ihn nicht verstanden hatten, aber glaubten, seine Pose würde ihrer eigenen Unfähigkeit gut stehen, nachgeahmt wurde, arg verleidet worden. Junge Leute kauften sich ihn im Warenhaus, wie sie Schlipse kaufen, und solettierten mit ihm. Im Verblüffenden des Paradoxons liegt ja manche gefährliche Verlockung für den, der gewohnt ist, selber zu denken, bieten Bildes „Lehren und Sprüche“ manche Anregung und in ihrer geschliffenen Form vielen Genuß. Dankbar erwähnt werden muß, wie die Insel-Bücherei sich für Joh. Schilf einsetzt. Keulich bot sie die feinen intimen Skizzen „In Dingsda“, jetzt bringt sie den Lebenshymnus „Der Frühling“, der sich zu einer Größe und umfassenden Kraft des Weltgefühls erhebt, die an Walt Whitman erinnert und wie dieser den demokratischen Gedanken in einer einheitlichen Weltanschauung vertieft und erweitert. Ganz vom mythischen Gott- und Algedanken durchströmt ist das „Marienleben“ Rainer Maria Rilke's. Die eigenartige Kunst dieses Deutschböhmen ist die heute legt-mögliche Entwicklung des dichterischen Mittels, über die es vorläufig kein hinaus mehr gibt. Die singular und unnahbarlich diese Verfeinerung des sprachlichen Instrumentes ist, lehren die Epigonen Rilke's. Aber der Dichter selber in seiner Besonderheit ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur.

P. H.

Aus dem Tierleben.

Ein Hirschläserturnier. Aus dem Harz geht der „Nöln. Volksztg.“ folgende Schilderung eines Kampfes zwischen Hirschläsern zu: Der Hirschläser, auch Hornschrotter genannt, dieser kräftige und ichöne Bewohner unierer Eichenwälder, ist wirklich ein Kämpfer ersten Ranges. An einem der wenigen schönen Abende dieses Sommers beobachtete ich einen Hirschläser, der an der wunden Stelle eines Eichenastes saß und mit seiner Zunge den ausstehenden Saft leckte. Aber nicht lange war er allein. Ein zweiter Käser kam angefliegen und setzte sich neben ihn. Sofort erhob sich der erstere, stellte seine Vorderbeine steil auf und ging dem neuen Ankömmling drohend entgegen. Dieser erwartete ihn mit weit geöffneten Kiefern, und nun saßten sie sich und schoben die Geiweiße gegeneinander so weit ineinander, bis Stirn an Stirn stand. Dann ein plumpes Ringen, ein Knaden und Knirchen, von der Reibung der Oberkiefer in ihren Gelenken und dem Lodreißten der fest eingeschlagenen Krallen herrührend. Der Angreifer verlor den Halt, kurze Zeit schwebte er in freier Luft, ließ dann seinen Gegner los und stürzte hinab. Während der Sieger das „Blut der Eiche“ in vollen Zügen schlürfte, erholte sich sein Gegner rasch wieder und wanderte am Stamme der Eiche hinauf, um einen zweiten Gang zu wagen. Inzwischen aber waren weitere Liebhaber des süßen Trankes angekommen. Männchen und Weibchen, wohl ein Duzend an der Zahl, versammelten sich um die blutende Stelle und nun begann ein allgemeines Ringen. Bei der Walserei saßte wohl dann und wann ein Kämpfer seinen Gegner um den Leib und riß ihn vom Stamme los; einige Augenblicke baumelte er in der Luft. Die Zange öffnete sich und abwärts ging's mit großer Geschwindigkeit. Die Wunden, welche hier geschlagen wurden, schienen aber von wenig Bedeutung, höchstens ging einmal ein Fühler oder eine Kralle verloren, oder es wurde eine Flügeldecke durchbohrt. Ich machte dem Kampf ein Ende. Die Hornschrotter sitzen am Tage unter Laub und Moos oder an wunden Stämmen. Abends zwischen 7 und 9 Uhr fliegen die Männchen mit starkem Gesumm um die Kronen der Eichen, während die Weibchen, die in viel geringerer Zahl vor-tommen, sich versteckt halten.